



Karen Ebert

Reiches Forscherinnenleben

Karen Ebert, emeritierte Professorin für Allgemeine Sprachwissenschaft, erkundete auf abenteuerlichen Forschungsreisen kleine Sprachen in Afrika und Südasien. Ihr Beruf führte sie in den südlichen Tschad, in die Täler des Himalaja und in südindische Bauerndörfer. Heute beschäftigt sie vor allem die nordfriesische Sprache Fering, die in ihrer Heimat, der Nordseeinsel Föhr, gesprochen wird.

David Werner

Der Empfang ist freundlich, ja geradezu herzlich. Karen Ebert (*1945) lebt in einer kleinen, verwinkelten Wohnung in einem altherwürdigen Giebelhaus im Dorfkern von Zollikon. Gerade erst ist sie hier eingezogen. «Ich brauche nicht viel», sagt sie. Wichtiger als Gegenstände sei ihr die Sicht ins Weite. «Das ist mein Lieblingsplatz», sagt sie, und deutet auf ihr Sofa neben dem Fenster. Der Blick von hier geht über die Dächer von Zollikon auf den See bis hinüber zum Albis. Die Nachmittagssonne scheint direkt ins Wohnzimmer. Im Anschluss ans Interview will sie mit dem Fahrrad noch nach Küsnacht zum Schwimmen fahren. Auf dem Dorfplan zeigt sie die Stelle, wo sie am liebsten schwimmen geht.

Auf schnörkellose, offene und bisweilen humorvolle Art gibt Karen Ebert Einblicke in ihr Leben. Viel Aufheben um ihre Person macht sie dabei nicht. Sie mag sich nicht lange bei ihren wissenschaftlichen Leistungen und den näheren Umständen ihrer Berufslaufbahn aufhalten. Allzu hartnäckige Journalistenfragen lächelt sie einfach weg. Den Gesprächsverlauf, man merkt es schnell, will sie lieber selbst bestimmen.

Unverblümt erzählt sie von ihrem Hirntumor. Die Operation einige Jahre vor ihrer Emeritierung ging mit einem spürbaren Gedächtnisverlust einher. An Vieles, was in ihren Tagebüchern steht, könne sie sich beispielsweise nicht mehr erinnern, sagt sie. Sie hebt die Kanne, giesst Schwarztee ein. Dann öffnet sie ihr Laptop und zeigt dem Gast Satelliten-Aufnahmen von der nordfriesischen Insel Föhr, wo sie aufwuchs. Föhr ist ein kleines, grünes Oval vor der schleswig-holsteinischen Küste, ganz in der Nähe von Sylt. Heute hat die Professorin auf der Insel ein zweites Pied-à-Terre, mehrmals pro Jahr fährt sie hin.

Kindheit an der Nordsee

«Nun zeige ich Ihnen den höchsten Berg auf der Insel», sagt die Linguistin, und Schalk blitzt in ihren Augen auf. Das Bild, das sie jetzt anklickt, zeigt eine Erhebung, kaum höher als ein Misthaufen. Platter als Föhr kann ein Landstrich kaum sein. Dennoch sagen die Insulanerinnen und Insulaner, wenn sie sich beispielsweise von Süderende nordwärts nach Oldsum aufmachen, sie gingen «hinunter». Und das allein aufgrund eines minimalen, kaum wahrnehmbaren Geländegefälles von Süd nach Nord, in Richtung Marsch. «Höhenunterschiede werden in fast allen Sprachen der Welt sehr dominant markiert», erklärt Ebert. Das Friesische bildet da offenkundig keine Ausnahme, obwohl Friesland topfeben ist.

Eine viel bedeutendere Rolle als im Friesischen oder Deutschen spielt die Differenz von oben und unten in den nepalesischen Sprachen, die Karen Ebert in den 80er und 90er Jahren untersucht hat: Hier sind Höhenbezeichnungen vollkommen lexikalisiert und grammatikalisiert. Die neutrale Verbform «kommen» beispielsweise gibt es hier gar nicht, man kann nur «raufkommen», «runterkommen» oder «rüberkommen». Und wer etwa über ein Haus spricht, muss zwingend im Kasus markieren, ob dieses sich über oder unter einem oder auf gleicher Höhe befindet. Die gebirgige Lebenswelt in Nepal hat sich auf vielfältige Weise auf die hier gesprochenen Sprachen ausgewirkt.

«Mich hat immer interessiert, ob es wechselseitige Prägungen von Denken, Wahrnehmung und Sprachstruktur gibt», sagt Karen Ebert. Schon als Schülerin entdeckte sie den Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein, und sie begeisterte sich für den Linguisten Benjamin Whorf und seine aufsehenserregenden Thesen über die sprachliche Weltanschauung der Hopi-Indianer. Bei der Berufsberatung erkundigte sie sich, welche Berufe es gebe, in denen man sich mit derartigen Fragen befassen könne. Sie wurde schnell abgefertigt. «Das schlagen sie sich mal gleich aus dem Kopf», hiess es.

Karen Ebert stammt aus bäuerlichen Verhältnissen. Hochdeutsch lernte sie erst in der Schule. Ihre Mutter sah nicht ein, weshalb «de Deern» eine höhere Bildung brauche, aber der Mathematiklehrer setzte sich für sie ein. Da ihr Vater im Krieg gefallen war, hatte sie Anspruch auf ein staatliches Stipendium. Sie lebte nach Besuch der Mittelschule in einem Wohnheim auf dem Festland. Die Stimmung zu Hause war mehr als getrübt, und der Stiefvater warf sie beim ersten geringfügigen Anlass aus dem Haus. Während der Ferien kam sie bei ihrem Grossvater und bei verschiedenen Freunden auf der Insel unter. «Meine Heimat», sagt sie, «war die ganze Insel Föhr, nicht ein spezielles Haus.»

Demonstrieren gegen den Krieg

In Kiel begann Karen Ebert Volkswirtschaft zu studieren, und parallel dazu Germanistik und Philosophie, später dann noch Skandinavistik. Erst dann entdeckte sie die Allgemeine Sprachwissenschaft. Ihre Doktorarbeit schrieb sie über die bestimmten Artikel in ihrer Muttersprache, dem nordfriesischen Fering. Es sei, erklärt sie, eine theoretisch sehr interessante Arbeit gewesen, weil es – im Unterschied zum Hochdeutschen und den meisten Sprachen überhaupt – im Fering nicht einen, sondern zwei funktional unterschiedene bestimmte Artikel gebe.

Ihr Studium fiel in die Zeit der 68er-Bewegung, von der sie nicht unberührt blieb. Sie war in Kiel mit einem Aktivistin, dem Chef des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA), liiert und lebte in einer AStA-Kommune. Ab und zu ging sie auch auf die Strasse, demonstrierte gegen den Krieg in Vietnam. Ansonsten hielt sich ihr politisches Engagement aber in Grenzen. «Ich wollte mich nicht zu sehr vom Studium abhalten lassen.»

Auf die Frage, ob sie sich selbst als 68erin sehe, zuckt Karen Ebert bloss mit den Schultern. «Das ist doch alles schon so lange her.» Was ihr gefallen und was sie geprägt habe, sei die antiautoritäre Grundhaltung. «Ich war», sagt sie, «immer antiautoritär eingestellt, und als Professorin suchte ich ein kollegiales Verhältnis zu meinen Studierenden.»

Von Abenteuerlust gepackt

Die akademische Laufbahn von Karen Ebert war nicht das Ergebnis zielgerichteten Strebens nach einem Ordinariat. «Es ergab sich einfach. Man kann ohnehin nicht planen, Professorin zu werden. Mich faszinierte die linguistische Forschung – und dank günstiger Umstände konnte ich auch nach meinem Studium in der Wissenschaft bleiben.» Die Linguistin war 26 Jahre alt, hatte ihre Doktorarbeit eben hinter sich und sass gerade an einem computerlinguistischen Projekt an der Universität Bonn, als sie einen Anruf ihres Doktorvaters erhielt. Er fragte rundheraus: «Willst du nicht in den Tschad?» In einer Forschungsgruppe eines Kollegen hatte es einen kurzfristigen Ausfall gegeben. Karen Ebert fackelte nicht lange. Von Abenteuerlust gepackt, sagte sie sofort zu.

Der Forschungsauftrag war eine systematische Bestandsaufnahme einer bisher unerforschten Sprache – jener der Kera, einem kleinen Volk im südlichen Tschad. Für Karen Ebert war es eine Reise ins Unbekannte. Wie man am besten dabei vorgeht, ein komplett unerforschtes Idiom zu erschliessen, stand damals in keinem Handbuch. «Man musste von Situation zu Situation improvisieren.» Karen Ebert arbeitete zunächst mit Schülern, die Französisch sprachen, um erste Zugänge zum Kera zu finden. Eine der grossen Schwierigkeiten: Kera ist eine Tonsprache: die Tonhöhe einer Silbe ist bedeutungsrelevant. «Es gelang mir nicht immer, die Nuancen herauszuhören. So habe ich mir Wörter und Sätze immer pfeifen lassen.»

Notlösung und Traumstelle

Es dauerte mehr als fünf Jahre, bis sie das vor Ort gesammelte Material ausgewertet hatte und die Bestandsaufnahme von Grammatik und Wortschatz sowie ein Band mit Erzähltexten vorlag. Im Nachhinein erwies sich das Kera-Projekt für Karen Eberts Berufskarriere als «Point of no return». Der letzte Teil ihres dreibändigen Werks «Sprache und Tradition der Kera» erschien 1979; da war sie bereits seit vier Jahren C2-Professorin in Marburg - für Anglistik. «Ich wurde von Kollegen ständig gefragt, wann ich denn endlich fertig sei mit dem Kera. Ich sollte ja, statt mich mit einer afrikanischen Kleinsprache zu beschäftigen, von Amts wegen englische Linguistik betreiben.» Anglistik war nicht das Wunschgebiet von Karen Ebert, die Professur in Marburg betrachtete sie eher als eine Notlösung, um ihr Leben als Forscherin fristen zu können. Es war alles andere als sicher, ob sie jemals einen Lehrstuhl für ihr eigenes Fach würde ergattern können, denn Ordinariate für eine kleine Disziplin wie die allgemeine Sprachwissenschaft waren und sind äusserst dünn gesät. Entsprechend glücklich war sie, als sie 1989 nach Zürich berufen wurde, wo es einen Lehrstuhl gab, der von der fachlichen Ausrichtung her wie massgeschneidert für sie war.

Als Frau nie benachteiligt

Die Minderheitsposition als Professorin in einem eher männlich geprägten Umfeld war für die Norddeutsche nie ein Problem. «Ich hatte in meiner akademischen Laufbahn nie das Gefühl, geringere Chancen als ein Mann zu haben: nicht als Studentin, nicht als Assistentin und nicht als Professorin», beteuert sie. Sie habe die Universität immer als ausgesprochen frauenfreundliches

Milieu wahrgenommen. Als Kind hingegen, auf dem elterlichen Bauernhof, da habe sie sehr wohl mitbekommen, was Frauendiskriminierung sei. «So wie meine Mutter, die sich von meinem Stiefvater total unterdrücken liess, wollte ich nie werden.»

Sie selbst hat nie geheiratet und hat keine Kinder. Nicht, weil sie nicht gewollt hätte, sondern weil es sich nicht ergab. Als Verzicht sieht sie das nicht. «Ich hatte in meinem Leben schon meinen Spass», sagt sie. Hätte sie es im Falle einer Familiengründung geschafft hätte, Beruf und Kindererziehung zu vereinbaren? Eine hypothetische Frage.

Zurück zu den Wurzeln

Karen Ebert blickt auf zwanzig abwechslungsreiche und erfüllte Jahre als Professorin und Institutsleiterin in Zürich zurück. Sie erforschte und beschrieb Sprachen in unterschiedlichsten Weltgegenden, in dieser Zeit schwerpunktmässig in Nepal und Südindien. Zuletzt leitete sie ein Nationalfondsprojekt zur Erforschung von äthiopischen Sprachen. So überschaubar und familiär ihr Institut war, so uferlos war ihr Lehr- und Forschungsgebiet: Dem Interesse ihrer Studierenden und Doktorierenden folgend, arbeitete sie sich in immer wieder neue Sprachen ein. Manchmal kam sie dabei an die Grenzen ihrer Kräfte.

Nun, ein knappes Jahr nach der Emeritierung, hat die Wissenschaftlerin wieder zu den eigenen sprachlichen Wurzeln, dem nordfriesischen Fering, zurückgefunden. Fering wird heute noch von etwa tausend Personen gesprochen. Karen Ebert ist daran, eine Grammatik für ihre Muttersprache zu schreiben. Nach Jahrzehnten des Niedergangs erfreut sich das Friesische heute wieder wachsender Beliebtheit. «Es gilt plötzlich wieder als schick, sich auf Fering zu verständigen», beobachtet Karen Ebert. Sie hat diesem Boom gegenüber allerdings zwiespältige Gefühle: «Der Sprachgebrauch», klagt sie, «ist ziemlich verwildert.» Dafür hat sie sogar ein Beweisstück zur Hand: eine eben Deutsch auch Fering beschriftete Milchpackung, die sie von ihrem letzten Aufenthalt auf der Insel Föhr in die Schweiz mitgebracht hat. Karen Ebert hat mit Filzstift die Fehler angestrichen: Kaum ein Quadratzentimeter blieb dabei frei von Korrekturen. Die Nordfriesinnen und Nordfriesen können nur hoffen, dass Karen Eberts Grammatik bald erscheint.

Zürich, in September 2010